

# Die Furcht, still zu bleiben

Wie die Afghanin Malalai Joya für ihre Heimat kämpft

Von Antje Stiebitz

Die Begegnung mit ihr kann man nicht vergessen: Es sind ihre dunklen Augen, ihr blaues Gesicht, doch mehr noch ist es ihre Stimme. Ihr drängender Klang schildert die Nöte der Afghanen und klagt die eigenen und internationalen Politiker an. Ob es sich um afghanische Parlamentarier, den Präsidenten Hamid Karzai oder Barack Obama handelt: Die 32-jährige Sozialaktivistin Malalai Joya kritisiert jeden, der Krieg und Gewalt in Afghanistan mitverantwortet. Sie fordert das Ende der Besatzung und bittet unauffällig für »ihre Leute«. Die brutalen Geschichten, von denen sie berichtet, kann man nicht überhören. Aus ihrer Perspektive ist der Krieg des Westens in Afghanistan vor allem strategischen und wirtschaftlichen Interessen geschuldet, wird der Welt aber unter dem Deckmantel eines Kriegs gegen den Terrorismus und als Kampf für Menschen- und Frauenrechte präsentiert. Die Kompromisslosigkeit, mit der Joya die fundamentalistischen Taliban und Warlords anprangert, obwohl sie damit den Hass eben dieser Kräfte auf sich lenkt, ist beunruhigend. Sie sagte einmal: »Den Tod fürchte ich nicht, ich fürchte, angesichts der Ungerechtigkeit still zu bleiben.« Woher nimmt sie diesen Mut? »Die Wahrheit selbst ist genug, um Hoffnung und Mut zu bekommen«, antwortet sie im Gespräch. Deswegen bleibt die kleine, schmale Person im Gedächtnis.

Ihr Engagement wurzelt in ihrer Biografie. Joya ist gerade vier Jahre alt, als ihre Familie – durch die sowjetische Besatzung gezwungen – 1992 erst nach Iran, später nach Pakistan flieht. Sie und ihre neun Geschwister wachsen in Flüchtlingslagern auf. »Obwohl meine Familie große Entbehrungen erliden musste«, schreibt sie in ihrer Autobiografie, »an einem fehlte es nie: an Liebe.« Ihr Vater, früher Medizinstudent, verlor im Kampf gegen die sowjetische Armee einen Fuß. Er glaubte an Menschen- und Frauenrechte und ließ ihr Raum, sich zu entwickeln. Er ermunterte sie zu lesen und sie verschlang zahllose Bücher unter anderem der



iranischen Kommunistin Ashraf Dehghani, von Maxim Gorki und Bertolt Brecht. Als Neuntklässlerin begann sie in einem pakistanischen Lager, Frauen Lesen und Schreiben beizubringen. »Meine Erfahrungen in den Flüchtlingslagern lehrten mich viel über das afghanische Volk,« schreibt sie. »Mit eigenen Augen sah ich Leid und Ungerechtigkeit und lernte die Macht der Bildung kennen. Diese Erfahrungen sowie die Bücher, die ich las, beeinflussten mein Weltbild.«

## Die USA brachten keine Frauenrechte

Im Jahr 1998, die Taliban hatten zwei Jahre vorher die Macht übernommen, trat sie der Organisation zur Förderung der Fähigkeiten afghanischer Frauen (OPAWC) bei und ging mit ihrer Familie zurück nach Afghanistan in die Provinz Herat. Dort begann sie, entgegen den Anordnungen der Taliban und in eine Burka gehüllt, im Untergrund Mädchen zu unterrichten.

»Nach dem 11. September 2001 sagten die USA, jetzt tragen die Frauen keine Burka mehr«, erzählt sie. »Sie verbreiteten diese schamlose Lüge, dass sie die Frauenrechte nach Afghanistan gebracht hätten.« Doch die meisten Frauen in Afghanistan würden die Burka tragen. »Diese widerliche Burka, die Unterdrückung symbolisiert, gibt den Frauen in Afghanistan heute

Malalai Joya auf der Afghanistan-Konferenz im Januar 2011 im Bundestag (rechts); Zivilisten zwischen den Fronten – medizinische Hilfe im Krankenhaus von Ghazni (links)

Fotos: Ulli Winkler; dpa

Sicherheit und Leben«, erklärt sie mit Zorn in der Stimme. Sie berichtet von Frauen, denen Ohren und Nase abgeschnitten wurden, von Mädchen, die auf dem Schulweg mit Säure attackiert werden, und von zahllosen Vergewaltigungen. Viele Frauen bringen sich aufgrund ihrer verzweiferten Lage um. Seitdem die Amerikaner in Afghanistan sind, so Joya, habe sich die Lage der Frauen nicht verbessert. Und dann benutzen die USA und der Westen diese Zustände noch für ihre Kriegspropaganda. Die Gesellschaft, fügt sie hinzu, sei wie ein Vogel, der zwei Flügel hat: Der eine Flügel sind die Männer, der andere sind die Frauen. Sei einer der Flügel verletzt, könne der Vogel nicht fliegen. »Lasst uns dem verletzten Flügel helfen«, appelliert sie.

Nach drei Jahren in Herat als OPAWC-Direktorin für Westafghanistan und kehrte mit ihrer Familie in die Provinz Farah zurück, wo sie ihre ersten vier Lebensjahre verbracht hatte. Noch im gleichen Jahr, kurz nach dem 11. September, fielen die ersten amerikanischen Bomben auf Afghanistan



und die Taliban zogen sich zurück. Ende 2001 bei der Petersberger Konferenz in Bonn wurden der Einsatz der ISAF-Truppen und eine Übergangsregierung unter Hamid Karzai – in der vor allem die Warlords an Macht gewannen – beschlossen.

Inmitten der Anarchie des Machtwechsels gründete die OPAWC eine Klinik für eine bessere medizinische Versorgung der Bevölkerung. Malalai Joya, gerade 25 Jahre alt, leitete die Einrichtung, vom örtlichen Gouverneur kritisch beäugt, aber mit großer Resonanz aus der Bevölkerung. Ihre Arbeit konfrontierte sie mit Armut, Gewalt und Tod. Sie entschied sich kurzerhand, für die Loja Dschirga (Große Ratsversammlung) zu kandidieren – um die Stimmen derer, die sie täglich betreut, hörbar zu machen. Sie fand die nötige Unterstützung im Volk und fuhr als jüngste Delegierte nach Kabul.

Der 17. September 2003 ist ein denkwürdiger Tag: Sie hält in der Loja Dschirga eine Rede, in der sie die anwesenden Warlords öffentlich kritisiert und sie für die Lage des Landes verantwortlich macht. Sie bezeichnet sie als frauenfeindlich und als Verbrecher, die vor Gericht gehören. Man wirft sie aus der Versammlung und von nun an hat sie mächtige Feinde: Sie ist nirgends mehr sicher, wird bewacht und wechselt ständig ihren Aufenthaltsort. Viermal wurden Anschläge auf ihr Leben verübt. Doch sie erfährt auch viel Zuspruch von ihren Anhängern. »Dass ich noch lebe, ist Zufall«, sagt sie im Gespräch mit ND, »und liegt auch daran, dass ich so viel Unterstützung von meinen Leuten erfahre. Die Warlords haben oft geplant, mich umzubringen, aber ich habe meistens von den Leuten um mich herum davon erfahren.« Nationale und internationale Medien berich-

teten über ihre Rede und in kurzer Zeit wurde sie als »mutigste Frau Afghanistans« (BBC) bekannt.

Im September 2005 entscheidet sich Joya, als Unabhängige bei den Parlamentswahlen zu kandidieren. Im März vorher heiratet sie noch, ohne viel Aufwand und nur mit der Zusage, dass sie weiterhin die nötige Bewegungsfreiheit für ihr politisches Engagement behält. Der Wahlkampf verlangt ihr viel ab: »Wie jeder andere auch bin ich manchmal erschöpft und habe Angst«, schreibt sie über diese Zeit. Sie erringt als jüngste Abgeordnete einen Parlamentssitz in der Wolesi Dschirga (Unterhaus).

Ihre Zeit im Parlament charakterisiert Joya selbst als »einsam und anstrengend«. Sie kritisiert die Warlords, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergibt. Das geht nicht lange gut: Als sie das Parlament mit einem Zoo vergleicht, wird sie suspendiert. Wieder bekommt sie viel Beistand. Doch auch Demonstrationen und Protestmails bringen den Parlamentssitz nicht zurück.

Häufig wird ihr geraten, kompromissbereiter zu sein. Gegenüber einer italienischen Journalistin erklärte sie, dass sie an dem Tag, an dem sie mit ihren Feinden Kompromisse machen würde, vielleicht nicht mehr in Gefahr wäre, aber für das afghanische Volk eine Verräterin wäre. Und ohne das Volk sei sie nichts.

Doch durch den Ausschluss aus dem Parlament verhalfen ihr die Fundamentalisten zu weiterer Popularität. Sie wird nach Europa, Asien, Australien und Nordamerika eingeladen und spricht überall über ihre Anliegen: Sie schildert die Lage der Afghanen, fordert den Abzug der Besatzungstruppen und tritt für eine demokratische und säkulare Politik ein. Sie fordert das Recht auf freie Meinungsäußerung in Afghanistan, verlangt ein realistischeres Bild Afghanistans in den westlichen Medien.

## Unterstützung der extremsten Kräfte

Joya macht für den heutigen Zustand des Landes die Politik der Großmächte verantwortlich, die stets die extremsten Kräfte der Gesellschaft unterstützten. Doch sie vertraut auf die Jugend, die aufgrund der tragischen Situation stark politisiert sei. »Wenn uns die USA und die NATO in Frieden lassen«, sagt sie im Gespräch überzeugt, »dann werden wir wissen, was wir mit unserem Schicksal machen.« Ihre Vision beschränkt sich nicht auf Afghanistan: Ihr schwebt eine solidarische Vereinigung aller demokratisch denkenden Menschen vor – weltweit.

Ihre radikale und gleichzeitig verständliche Sicht auf eine humanitäre Katastrophe ist beeindruckend. Als Zuhörer aus einem Land, das am Krieg beteiligt ist, spürt man Scham und Hilflosigkeit. Auch deswegen vergisst man Malalai Joya nicht.

# Der alte Mann, die Russen und die Perestroika

Michail Gorbatschow wird heute 80 Jahre alt. Feiern wollen das die meisten seiner Landsleute nicht

Von Irina Wolkowa, Moskau

Die demokratischen Veränderungen würden sich viel zu langsam vollziehen. Und das sei kein Wunder angesichts ausufernder Korruption und Vetternwirtschaft, wenn statt Kompetenz persönliche Loyalität zähle. Zudem mischten sich die Geheimdienste mit ihrer Übermacht dreist in die Politik ein. »Ich schäme mich für sie«, sagt Michail Gorbatschow und meint seine Nachfolger an Russlands Staatsspitze: Wladimir Putin und Dmitri Medwedjew. Bräsig, das Doppelkinn auf der breiten Brust, im Rücken ein blau ausgeleuchtetes Aquarium, lässt der erste und letzte Präsident der Sowjetunion vor ausgewählten Journalisten wohlwollender Medien wie Radio Liberty am Vorabend seines 80. Geburtstags am heutigen 2. März sein Leben Revue passieren.

Abgesehen von der Enthüllung, dass der Inlandsgeheimdienst KGB ihn 1955, kurz vor Abschluss seines Studiums der Rechtswissenschaften in Moskau, angeblich als

IM anwerben wollte, er dies aber ablehnte, erfahren die Zuhörer nichts Neues von Gorbatschow. Nichts zu den Gründen der Kompromissbereitschaft bei den Verhandlungen zur deutschen Einheit, als er die DDR wie eine heiße Kartoffel fallen ließ, nichts zum August 1991, als die konservative Nomenklatura gegen ihn putschte. Welche Rolle Deutschlands Lieblingsrusse dabei wirklich spielte, ist bis heute ungeklärt. Der inzwischen verstorbene Chef des Notstandskomitees, der damalige Vizepräsident Genadi Janajew, schwor, Gorbatschow habe von dem Putsch gewusst und das Vorhaben sogar gebilligt. Am 17. August, so Janajew, hätten er und seine Mitverschworenen ihre Vorbereitungen für 15 Minuten unterbrochen, weil Michail Sergejewitsch KGB-Chef Wladimir Krjutschkow telefonisch zu sprechen wünschte. Und der habe, als er wieder zu der Runde stieß, nebst Grüßen von Gorbatschow auch dessen Wünsche »für gutes Gelingen« des Masterplans ausgetippt.

Mit Kritik an der Perestroika darf man Gorbatschow schon gar nicht kommen. Bei allen Schwächen und Problemen heute hätte der von ihm begonnene Umbau der Gesellschaft die Weichen dafür gestellt, dass eine Rückkehr in die Vergangenheit unmöglich ist, sagt er. Eigentlich doziert er, spricht von sich selbst in der dritten Person, ziemlich selbstgerecht, auch mit einer gehörigen Portion Altersstarrsinn, der bei unbehaglichen Wahrheiten auf Durchgang stellt.

Gorbatschow dürfte nicht entgangen sein, dass die meisten älteren Russen in ihm nicht nur den Totengräber der Sowjetunion sehen, des Staates, mit dem sie und viele Menschen in den ehemaligen Unionsrepubliken die beste Zeit ihres Lebens verbindet. Auch der russische Raubritterkapitalismus, der die Gesellschaft in wenige Superreiche und viele Arme spaltete, ist nach Volkes Meinung eine direkte Folge der Perestroika. Gorbatschow hatte deren Eigendynamik offenbar unterschätzt und stolpernde Entschuldigungen bald nur

noch hinterher, statt sie in sozial verträgliche Bahnen zu steuern. Mehr noch, im »Hungerwinter« 1991, als die Moskowerinnen sich abends um zehn bei Ladenschluss mit wasserfestem Kopierstift Nummern auf die Handflächen schrieben, um morgens in aller Frühe ihren Platz in der Schlange wieder einnehmen zu können, ließ sich Gorbatschow mit Enkelin Natascha von der ersten US-Pizza-Kette, die in Moskau eröffnete, für einen Werbeclip verpflichten. So mancher legte das noch als geschmacklos aus. Dass er inzwischen als Werbeträger für Hersteller von Luxuslimousinen ansetzt, geht, sehen die meisten dagegen als Instinktlosigkeit.

Gorbatschow selbst erklärt seine Absteher in die Welt der Schönen und Reichen mit Fundraising für seine Stiftung. Böse Zungen wollen sie vor allem als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für seine einstige Umgebung sehen. Womöglich nicht ganz zu Unrecht. Die Projekte gehen an den wahren Problemen des Landes vorbei und sind mehr

Trauerarbeit, für die selbst der Westen, der Gorbatschow nach wie vor als einzige Lichtgestalt Russlands wahrnimmt, nur höfliches Desinteresse aufbringt.

Ein politisches Comeback ist so für Gorbatschow nicht zu schaffen. Darum ringt er, seit er im Dezember 1991 Kremschlüssel und Atomkoffer an seinen Intimfeind Boris Jelzin übergeben musste. Bei den Präsidentenwahlen 2000, als Gorbatschow gegen Putin – den Favoriten – antrat, erhielt er weniger als ein Prozent aller Stimmen. Ähnlich schmachlich scheiterte er bei der Gründung von Parteien. Nach geltendem Recht werden für die Zulassung der Nachweis von Basisorganisationen in mindestens der Hälfte der 83 russischen Regionen und wenigstens 50 000 eingeschriebene Mitglieder verlangt. Gorbatschow verfehlte das Ziel um Längen, obwohl in Russland durchaus Bedarf an einer sozialdemokratischen Partei besteht. Doch Michail Sergejewitsch macht unfreiwillig klar, dass selbst die beste Idee nicht zur materiellen Gewalt wird, wenn die falschen Leute sie den Massen verkaufen.

Selbstgerecht, mit einer gehörigen Portion Altersstarrsinn: Michail Gorbatschow Foto: dpa/van Hoorn

